

Irène

Némirovsky

Meistererzählungen

btb



Irène
Némirovsky
Meistererzählungen

btb



Irène Némirovsky
Meistererzählungen

Aus dem Französischen
von Eva Moldenhauer

Knaus

Die in diesem Band veröffentlichten Erzählungen stammen aus einer
im Jahre 2000 bei Éditions Stock, Paris, erschienenen Sammlung.

Copyright © Éditions Stock, Paris, 2000

Copyright © der Erzählung »Rausch«: Erstausgabe 1934
by Éditions Gallimard, Paris, Neuausgabe by Édition Denoël

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011

beim Albrecht Knaus Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Gesetzt aus der Aldus von Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN 978-3-641-14732-7

www.knaus-verlag.de

Inhalt

Rausch

Sonntag

Aino

Ein ehrbarer Mann

Die Vertraute

Brüderlichkeit

Der Zuschauer

Der Unbekannte

Monsieur Rose

Bibliographische Angaben

Rausch

Finnland in unruhigen Zeiten. Kurze Sommer, harte Winter. Nur zur Mittagsstunde dringt ein roter Strahl durch die Wolken, läßt den Schnee erglühen, funkelt und erlischt. Unmittelbar danach bricht die Dämmerung herein; alles schweigt still, verkriecht sich in den Häusern unter der Lampe und schläft bald ein. Die wenigen Schlitten gleiten lautlos dahin. Manchmal hört man im Abendnebel, im Schnee, ferne Glöckchen klingen. Dann herrscht Stille, tiefe Stille.

Es schneit. Die Schlitten bringen Baumstämme in die Stadt, die in den benachbarten Wäldern gefällt wurden. Der süße Geruch des Holzes verbreitet sich in der Luft, der Saft sickert noch aus der frischen Schnittfläche. Der Atem der Pferde und der der Menschen, die unter den schneebedeckten Planen eingeschlafen sind, vermischen sich und steigen dampfend nach oben. Die Seen frieren zu. Ein Eispanzer bedeckt die Bäche, die Teiche, die Bucht vor der Stadt. Man wandert, und während vieler Meilen sieht man nur makellose Schneefelder und plötzlich, am Horizont, ein baufälliges altes Haus, von Eis und Wind niedergedrückt. Die Wälder sind dunkel und ohne Vögel. Auf dem Boden gibt es Spuren von Tieren, die man aber nicht bemerkt; man hört weder menschliche Stimmen noch das Geräusch von Schritten.

Vor fünfzehn Jahren gerieten die Nachbarländer in Aufruhr, und das friedliche Finnland wehrte sich seinerseits. Doch an einem kalten Wintertag scheint alles düster und ruhig zu sein.

Zwei Bauern gehen von Dorf zu Dorf in Richtung Norden, machen in jeder vereisten kleinen Station unter dem hölzernen Unterstand halt und bekleben die Wände mit den roten Plakaten, auf die in Schwarz ein

Hammer und eine Sichel gezeichnet sind: Aufrufe zur Plünderung. Der rauhe Wind zerreißt das Papier, dessen Fetzen durch die Luft fliegen. Die Bauern haben ihre Laternen auf die Erde gestellt, und der Wind läßt durch die dünne Glaswand hindurch die Flamme flackern. Schlösser werden in Brand gesteckt; in den Parks fallen die blinden, zerschlagenen Statuen um; ein in den See geworfenes Klavier bricht durch das Eis und versinkt langsam im Wasser. Die Weinkeller werden geplündert, aber sie waren schon seit langem halb leer.

»In der Stadt«, sagen die Bauern neidvoll, »werden sie mehr finden!« Dann erlöschen die Flammen, die Asche verstreut sich; durch die klaffenden Fenster blt der Wind. Welche Blätter bedecken einen zerbrochenen, auf die Wiese geworfenen alten Spiegel. Mit spitzen Schreien ziehen die Wildgänse über den Himmel. Es schneit; die Flocken sind leicht, und der Wind verweht sie mühelos. Auf dem Acker liegt die Leiche eines Soldaten, friedlich, mit geschlossenen Augen. Krchzend sind die Raben davongeflogen. Später wird die Leiche tief im dicken Schnee versinken, und im Frhling werden die zitternden Gräser, der Wildhafer, die Blumen sie bedecken.

In der Stadt ist alles ruhig. Der Winter läßt die Bewohner erstarren. Die rote Fahne wird auf den Dächern der ehemaligen Staatsgebäude gehit, die ebenfalls rot sind, von der Farbe getrockneten Bluts – schwärzlichen, verdorbenen Bluts. Die Reichsadler werden heruntergerissen. Die Soldaten der Miliz machen ihre Runde. Aber das Leben fließt ebenso trbsinnig und gemächlich dahin wie früher. Doch in einigen Häusern – friedlichen, bürgerlichen, nach deutscher Art möblierten kleinen Wohnungen mit einer Grnpflanze auf dem Lacktischchen zwischen dem Klavier und dem Kanarienvogelkfig – bleiben Männer den ganzen Tag in dunklen Zimmern versteckt, bei geschlossenen Fenstern, und wenn zu jeder Stunde die Schritte der Milizen auf der gefrorenen Erde ertönen, dann verharren sie still, schließen die Augen, neigen den Hals wie in der

Falle gefangene Tiere und betrachten in ihrem Herzen verzweifelt – zum letzten Mal, so meinen sie – ein Bild. Jeder hat sein eigenes, aber sie alle ähneln einander mehr, als sie glauben. Diese Männer sind die Offiziere der russischen Regimenter, die, nach Finnland geflüchtet, zwischen zwei Revolutionen, zwischen zwei Fronten geraten sind und die aufständischen Soldaten fürchten. Die Milizsoldaten schließen die Augen, geben vor, die täglich wiederholten Mordbefehle zu vergessen. Die Offiziere sind finnischer Herkunft, haben jedoch ihr ganzes Leben in der Fremde verbracht; die Milizsoldaten hassen sie nicht, empfinden ihnen gegenüber nur nachsichtige Verachtung. Die Monate verstreichen.

Es ist Abend, und es schneit; die blendenden, monotonen weißen Flocken zeichnen am Himmel feine Striche, bilden eine dunkle, stille Masse. Der Drehorgelspieler läuft schneller; der Gurt schneidet in seine gekrümmte Schulter; der Affe versteckt sich unter einem Zipfel der alten Pelerine.

Professor Krohn, der am Gymnasium Mathematik unterrichtet, geht nach Hause. Er ist ein großer, dicker Mann mit nach hinten gezogenen Schultern, das Gesicht ist mit einem wallenden blonden Bart geschmückt, und seine blassen Augen hinter dem Lorgnon sind weit aufgerissen. Er trägt schon am frühen Morgen einen Gehrock, ist zufrieden mit sich und dem Leben. Er hat seine Aktentasche voller Schularbeiten unter den Arm geklemmt. Vor seiner Haustür begegnet er den Cousins seiner Frau, den beiden Fräulein Illmanen, die im selben Haus über seiner Wohnung leben. Christine und Minna Illmanen sind zwei hoch aufgeschossene, magere Geschöpfe, blaß, zart, engelsgleich, mit linnenen Stirnbändern, schwarzen Kapotthüten und Mänteln mit dreifachem Kragen; sie sind so groß, daß sie den Kopf einziehen müssen, um durch die Tür zu gehen, und so mager und durchscheinend, daß sie eher Schatten zu sein scheinen als lebendige Frauen. Sie sind in Schals, Wollsachen, übereinandergerollte Busentücher eingepackt, die ihre flachen Brüste nur

schwach polstern. Sie grüßen Professor Krohn mit einem geflüsterten, kaum vernehmbaren »Guten Tag« und gehen weiter. Die Abendglocken läuten; ihr gedämpftes Bimmeln verliert sich im Schnee. Wieder einmal denkt Professor Krohn unwillkürlich: ›Schöne junge Mädchen, früher einmal, und was ist aus ihnen geworden? Eine zarte Gesundheit ...‹

Sie sprechen wenig und erröten, sobald sie den Klang ihrer eigenen Stimme hören. Die Jüngere, Minna, hält sich noch gerade, während Christine allmählich krumm wird; ihre Brust wölbt sich nach innen, die gebrechliche Wirbelsäule biegt sich wie eine Binse. Ein undeutlicher Geruch nach Medikamenten, Jodtinktur und faden Kräutertees, die ewig bei kleinem Feuer auf dem Spirituskocher stehen, scheint hinter ihnen herzuschweben. Ihre Jugend ist vorüber; ihre schönsten Jahre sind in einer geschlossenen Wohnung verflossen, geschützt vor dem Leben, das fern von ihnen dahineilt, nicht durch die Doppelfenster dringt, die fest verriegelt sind, sobald der Winter kommt.

Es schneit immer heftiger. In den protestantischen Kirchen, in einem kahlen, mit Karbidlampen grell erleuchteten kleinen Raum, singen alte Damen mit ihren zahnlosen Mündern die Psalmen des Herrn, und auf ihren Hüten zittern im Takt die künstlichen Trauben aus Gagat.

In jedem Fenster werden hinter den Plüschvorhängen die Lampen angezündet. Eine alte Petroleumlampe brennt auch in der Wache der Miliz, die in einem ehemaligen Palast untergebracht ist. Auf den Seidensesseln liegen schwere Stiefel, in den Porträtbildern sind die Augen ausgestochen. Jede Stunde kehren die Männer, die ihre Runde hinter sich haben, zurück, und andere stehen auf.

Hjalmar, mit dem Kolben seines Gewehrs auf den Boden stampfend, geht auf der menschenleeren Straße auf und ab. Es gibt nichts zu bewachen, wie es scheint. Die beiden Bauern kommen vorbei, ihre Laternen in der Hand und den Packen roter Plakate unter dem Arm; sie fangen an, sie auf den Lattenzaun zu kleben. Ihre schütterten Bärte, gelb

und rauh wie Werg, flattern im Wind.

Später kommt auch Aino vorbei, die Frau von Professor Krohn; sie kommt aus der Kirche und preßt in ihrem Muff ihre beiden kalten Hände aneinander. Sie hastet durch diese dunkle Gasse; eine Straßenlaterne mit rötlichem Licht steckt in einem Haufen hart gewordenem Schnee, jede Schneeflocke ist von Licht durchdrungen und hebt sich als deutlicher, zarter, vollkommener Stern ab. Unwillkürlich schiebt Aino die Lippen vor, um den Geschmack nach Feuer und Eis zu spüren; sie schmelzen auf dem Mund. Hjalmar sieht Aino kommen; er pfeift melancholisch. Sie nähert sich, und in der trüben Helligkeit, die auf beide herabfällt, sieht er ihr Gesicht. Er sieht ihr blondes Haar, ihre blassen, hohlen Wangen, ihre Augen, die die Farbe von Wasser haben und einen sanften, schläfrigen Ausdruck. Als sie den Soldaten erblickt, verlangsamt sie ihren Schritt und sieht ihn ihrerseits an. Er neigt vor ihr seine hohe, mit einem Stern versehene Mütze; die weißen Zähne glänzen in dem harten, knöchigen, arroganten Gesicht, das nach und nach durch ein Lächeln sanfter wird. Gegen ihren Willen sieht Aino ihn an, ohne die Augen niederzuschlagen; ein leichtes, zurückhaltendes Lächeln huscht über ihre Lippen, das lange durchsichtige Kinn bebt. Sie schweigen. Doch bei einer unbestimmten Bewegung des Soldaten in ihre Richtung weicht Aino furchtsam und erbleichend zurück. Wie konnte dieser Bauer, dieser Bärenjäger auch nur eine Sekunde stehenbleiben und ihr zulächeln? Hastig wendet sie sich ab, eilt davon, verschwindet in der Nacht. Wütend höhnt er: »Spießbürgerin, törichte, ängstliche Spießbürgerin!«

Die Stadt schläft. Nur hier und dort halten die Milizsoldaten Wache, gleichmütig, schweigend, mit unbeweglichen, kalten Gesichtern.

Bei den Krohns beenden die Ehegatten ihr Abendessen in dem engen kleinen Eßzimmer unter der Porzellankugel der Hängelampe. Dann deckt Aino den Tisch ab. Ihr Mann liest. Aino seufzt.

»Was gibt es denn schon wieder? Immer noch der Gedanke an deinen

Bruder, an Ivar? Immer noch diese törichte fixe Idee?«

Seine Augen werden rund und scheinen aus ihren Höhlen zu treten, wie die dicken Augen der Fische; eine tiefe Falte bildet sich zwischen seinen Brauen. Er zittert vor Zorn.

»Ich werde ihn hier nicht hereinlassen. Ich fürchte um mein Leben. Ja, ich gestehe es ohne Scham, und ich finde es schade, daß meine Frau nicht stärker um meine Sicherheit besorgt ist. Er ist selber schuld! Denn er hätte bloß ruhig in seiner kleinen Stadt zu bleiben brauchen, wie du, wie ich. Er hätte nur Professor oder Beamter zu werden brauchen! Er wäre geehrt und geachtet wie ich! Unverwundbar, unangreifbar wie ich! Die politischen Umwälzungen, die allgemeinen Wirren würden an ihm vorbeigehen, wie sie an mir vorbeigehen! Er würde beschaulich und behaglich leben. Aber statt dessen wollte der Herr Offizier auf den Bällen bei Hof herumstolzieren, den lieben langen Tag mit Nichtstun verbringen – während doch Gott uns gebietet, im Schweiß unseres Angesichts unser Brot zu verdienen! Er wollte in einer pelzbesetzten Uniformjacke aufs Pferd steigen, und da soll ich ihm jetzt Schutz bieten! Ich würde seinetwegen das Gefängnis oder sogar meine Existenz riskieren. Diese jeden Abend wiederkehrende Diskussion langweilt mich, Aino. Ich befehle dir, nicht mehr an deinen Bruder zu denken, der im übrigen sicher seit langem außer Gefahr im Ausland ist!«

Er verstummt. Aino wendet sich ab, lächelt traurig und ironisch. Er sitzt jetzt still in seinem tiefen Sessel.

Lautlos verläßt Aino den Raum und geht zu der kleinen Dachkammer, zu dem dunklen Verschlag voll alter Kleider und Koffer, in dem sich seit Wochen ihr Bruder Ivar versteckt. Sie bringt ihm Essen. Er liegt auf einem schmalen Sofa hinter dem Wandschirm, ein schöner Offizier mit vor Brillantine glänzendem Haar und roten, ungeduldigen Lippen. Er begrüßt sie stöhnend und klagend.

»Aino, ich ersticke! Laß mich hier raus! Der Tod ist besser als dieses

Eingesperrtsein, dieser fade Geruch nach alten Kleidern, diese Langeweile!«

»Das Gefängnis wäre schlimmer, Brüderchen, Geduld ...«

»Aber die Stadt ist doch ruhig! Die Soldaten der Miliz schauen weg! Was haben wir ihnen denn Böses getan? Sie hassen uns nicht! Laß mich nur eine Stunde raus, ich wäre am Morgen wieder zurück, ich schwöre es! Eine einzige Schlittenfahrt im Wald! Die eisige Luft atmen, den verharschten Schnee, der unter den Pferdehufen hochspritzt, in die Augen bekommen! Gott, ich langweile mich! Ich ersticke!«

»Geduld, mein Freund, Geduld.«

»Dir fällt es leicht, das zu sagen, du hast ja noch nie Blut in den Adern gehabt! Erinnerst du dich, als wir klein waren, bist du den ganzen Tag in der Nähe unserer Mutter bei deiner Nadel geblieben, ohne dich vom Fleck zu rühren! Du gingst mir auf die Nerven, denn ich war ständig draußen, ständig auf dem Pferd, im Schlitten unterwegs.«

»Aber«, sagt Aino sanft, »auch mir hätte das gefallen, wenn ich gekonnt hätte ... wenn Vater mich mitgenommen hätte.«

»Mein Vater nannte uns ›Feuer und Wasser‹«, fährt er fort, ohne ihr zuzuhören. »Du kannst mich nicht verstehen! Du verbringst dein Leben an der Seite des Herrn Professor, sein Name sei verflucht! Dieser hochtrabende Idiot!«

»Sei still, Ivar!«

»Wie konntest du ihn nur heiraten?«

Sie schweigt, denkt an ihre traurige Jugend, an die kleine Rente, das einzige Überbleibsel ihres nach dem Tod des Vaters zerronnenen Vermögens, das ganz und gar dem vielversprechenden Offizier zugute kam, damit er seine Stellung in der Welt halten konnte. Sie sagt nur: »Er ist ein anständiger Mann.«

Sanft streichelt sie das Haar und das Gesicht ihres Bruders: »Geduld ... Was soll ich dir sagen? Viele deiner Kameraden sind versteckt wie du. Ihr

alle langweilt euch! Und ihr seid nicht die einzigen, das versichere ich dir, die wissen, was Langeweile ist.«

Sie seufzt und träumt. Er aber stößt sie zornig zurück und wirft sich wieder auf das schmale Lager, die Fäuste an sein Gesicht gepreßt. Mit leisen Schritten kehrt sie zu ihrem Ehemann zurück, der aufwacht, auf die Uhr sieht und brummt: »Acht Uhr ... Wo hast du gesteckt, Aino?«

»Ich habe die Küche aufgeräumt.«

Er gähnt, streicht über seinen unter dem gelösten Gürtel schwellenden Bauch. Draußen wird die tiefe Stille nur vom eintönigen Schritt der Milizsoldaten und ihrem kurzen, durchdringenden Ruf unterbrochen, mit dem im Abendnebel einer dem andern die Parole gibt. Die wenigen Läden schließen nacheinander; man hört, wie die Türen verbarrikadiert und die eisernen Fensterläden quietschend geschlossen werden.

Ihren Handarbeitskorb zu Füßen, näht Aino zwischen dem Käfig des eingeschlafenen Kanarienvogels und dem Kissen der Katze. Im Stockwerk darüber spielen die beiden Fräulein Illmanen wie jeden Abend Klavier, wiederholen immer dieselbe eintönige Etüde – dieselbe seit fünfzehn Jahren –, die allein die Stille des Hauses unterbricht, durch die dicken Zimmerdecken dringt, bis zu Aino gelangt. Sie denkt an Ivar, an sich selbst ... Die Langeweile ... Sie seufzt. Armer Junge, unvorsichtig und verrückt wie immer. Und dabei hatte er doch ein so glänzendes, glückliches Leben gehabt, daß allein die Erinnerungen daran ihn heute trösten sollten. Sie dagegen hat nicht einmal Erinnerungen ... In undeutlichen Bildern sieht sie Professor Krohn wieder, der kam, um seine Aufwartung zu machen, sein damaliges Gesicht, rosig und pausbäckig, sein goldgefaßtes Lorgnon, seinen kurzen blonden Bart: »Die schöne Goldfarbe«, sagten die Tanten, die Cousinen, die sie zur Heirat drängten. Ivar sagt: »Nur die eisige Luft atmen ...« Aber auch das versteht sie. Sie erinnert sich an die Tage ihrer Kindheit auf dem Land, im Schnee, an den Wind in ihrem Haar, den Schnee auf ihren Lippen und an ihre Gefährten,

kleine Bauern, vermutlich jenem gleich, jenem Soldaten, dessen Schritt sie jetzt unfreiwillig unter ihrem Fenster hört.

Sie betrachtet das niedrige, halb unter dem Schnee begrabene Fenster und den Schatten von Hjalmar, den Schatten, den die mit einem Stern geschmückte hohe Mütze wirft. Sie sieht das dunkle Stück Straße wieder, den warmen, reinen Atem, der in der eisigen Luft in dicken Wolken aus dem Mund des Soldaten dringt, den weißen Glanz seiner spitzen Zähne. Ein hartes und feuriges schönes Gesicht.

Aber nein, aber nein, was denkt sie da? Er ist ein Bauer, ein ungebildeter Rohling ... Gott weiß, welche böse, unanständige Gedanken ihm durch den Kopf gingen, als er sie lächelnd musterte. Ja ... Welche Gedanken? Sie errötet leicht, betrachtet verstohlen ihren wieder eingeschlafenen Mann; er wird so weiterschnarchen, bis die Uhr neun geschlagen hat, und dann mit schwerfälligem Schritt zu seinem Bett schlurfen; er wird unter die Decken kriechen, unter das nach deutscher Art bezogene Plumeau, und er wird weiterschnarchen, mit offenem Mund, wobei sein Atem den Bart anhebt, und das bis zum frühen Morgen. Und am frühen Morgen wird er das Haus verlassen.

Sie näht schneller und beugt den Kopf über ihre Handarbeit.

Ivar steht vor dem hermetisch verschlossenen Fenster. Besser als durch Vorhänge oder durch Fensterläden ist er durch die vereisten Scheiben geschützt, auf die der Winter dicke Farne gezeichnet hat. Er langweilt sich verzweifelt. Wenn Aino ihm wenigstens hätte Wein besorgen können, aber der Verkauf von Alkohol ist seit langem verboten. Er haucht auf die Scheibe und versucht durch den von seinem Atem gebildeten schwarzen Lichtkreis die Straße zu erkennen. Aber wozu diese Straße betrachten, diesen Wache haltenden Soldaten, der ewig vor einem menschenleeren Haus steht? Nur irgendeine Magd beeilt sich vielleicht, rennt wie ein dickes geschäftiges Huhn und antwortet auf den Ruf des Soldaten mit einem törichten, glucksenden Lachen.

Letzte Nacht hat er einen seiner Freunde vorbeikommen sehen, der sich im Schatten verbarg, gehetzt und versteckt wie er, und der sich dennoch nach draußen wagte. Der Soldat hat nichts gesehen oder nichts sehen wollen. Ivar ahnte, wohin der Offizier ging. In der Vorstadt, am Ufer der Meeresbucht, kampieren seit dem Herbst die Zigeuner. Alte Freunde ... Vermutlich fehlt es bei ihnen nicht an Wein. Er spitzt die Ohren; fast meint er im Wind das Echo ihres Lachens und ihrer fernen Lieder zu hören. Er zuckt die Achseln. Die Einsamkeit raubt ihm allmählich den Verstand. Über seinem Kopf spielen diese alten Jungfern auf ihrem ewigen Klavier. Er flucht laut. Er nimmt die Petroleumlampe, zündet sie an, nähert sie der Scheibe und wärmt das Eis, das schmilzt und in glänzenden Tränen herabrinnt. Wenn nur dieser Soldat fortginge. Aber nein, er bleibt da ... Ah, wenn er die Repressalien nicht fürchten müßte, denen seine Schwester ausgesetzt sein könnte, falls er sich schnappen ließe, wenn er nur sein eigenes Leben aufs Spiel setzen würde ... Nur diese Zigeuner wiedersehen, die er liebt, sich mit ihnen an die gute alte Zeit erinnern, ihren Liedern und dem Klang der Geige, der Zimbeln lauschen, ein dunkles Mädchen mit buntem Schal und goldenem Halsband sich drehen sehen, wie es dahinfliegt und rhythmisch auf ihre Brust schlägt. Sie sich einfach nur vorstellen, und er schreit ganz leise vor Lust. Macha, Varia, Sanka ... Der magere Junge in roter Bluse mit den harten Armen, der sich mit ausgestreckten Händen dreht wie eine Flamme, der Schrei, der aus all diesen keuchenden Mündern dringt ... Ah, eine Nacht, nur eine Nacht, und dann der Tod, wenn es sein muß!

Aber nein, das alles ist Vergangenheit. In dem dunklen Zimmer herrscht ein fader Naphthalingeruch; die Lampe blakt; der alte zerschlissene Wandschirm wirft einen gespenstischen Schatten an die Wand. Ivar denkt an seine toten Gefährten und beneidet sie. Nicht nur diejenigen, die auf den Schlachtfeldern gefallen sind, sondern auch die anderen, die von den Roten getötet, gefoltert, gevierteilt wurden, und jene Offiziere,

die, eine Schleifkugel an den Füßen, in die Bucht geworfen wurden und die langsam, kerzengerade zwischen den Eisschollen in die stillen Wasser sanken.

Die Fräulein Illmanen sind verstummt, haben endlich das Klavier geschlossen und ruhen sich nun unter der Lampe aus. Das abendliche Fieber rötet leicht ihre Wangen. Sie unterhalten sich.

»Was macht Aino? Man hört sie nicht. Wahrscheinlich näht sie.«

»Oder sie träumt.«

»Sie kümmert sich kaum um ihren Haushalt.«

»Wenn ich geheiratet hätte ...«

»Ja. Und ich ...«

Eine Pause. Ein Seufzer.

»Hast du gesehen, daß die Magd des Pfarrers einen Hut trägt?«

Pause. Christine fragt: »Liebe Schwester, wenn wir gesund gewesen wären, hätten wir dann wie die anderen geheiratet?«

»Bestimmt, Schwesterchen ...«

Sie seufzen. Sie husten. Aino ... Wie Aino waren sie jung und unbekümmert gewesen; gemeinsam waren sie nach Schulschluß durch die Straßen der Stadt gerannt. Gemeinsam waren sie über die zugefrorenen Bäche gerutscht, den Ranzen mit Schwung über die Schulter geworfen. Und Minna hatte im Alter von dreizehn Jahren mit Ivar getanzt, dem Leutnant, und er hatte für sie eine Blume gepflückt, die sie noch immer aufbewahrte. Doch als sie heranwuchsen, wurden sie so weiße, so magere, so durchsichtige junge Mädchen, ständig hustend, leidend, klagend, fiebernd, daß sie sich vom Leben entfernten. Es ist ohne sie weitergegangen, und alle haben sie nach und nach vergessen. Sie leben weiter, blaß, in Wollsachen und Decken eingemummt, einsam, vorzeitig gealtert, so schüchtern, daß beim Klang einer fremden Stimme ihr Herz zu klopfen beginnt. Kräutertees, Umschläge, Arzneien – damit vergeht ihr Dasein. Wenn der Winter lang und streng ist, gehen sie

wochenlang nicht aus dem Haus. Früher leistete Aino ihnen Gesellschaft, aber seit einiger Zeit scheint sie ihnen aus dem Weg zu gehen.

Sie beugen sich zueinander, flüstern: »Aino scheint uns zu fürchten. Verbirgt sie etwas?«

Beide ahnen Ivars Anwesenheit: Ist die Stadt nicht voll von versteckten Offizieren? Wenn Aino Vertrauen zu ihnen hätte, würden sie niemals etwas verraten. Aber von allem werden sie ferngehalten. Sie sind nicht unglücklich, sondern abgestumpft ... Sie lesen. Sie sticken. Ein langer Tischteppich entrollt sich zwischen ihnen, verziert mit zarten, ineinander verschlungenen Blumen. Aber so blaß, kränkelnd, farblos, mit keiner anderen Stimme als diesem atemlosen Flüstern, dessen sie sich untereinander bedienen und das die anderen nicht einmal hören, sollte man da nicht meinen, sie seien dazu verurteilt, bald zu sterben? Keineswegs. Sie werden alt werden, nachdem sie Revolutionen, Kriege, Aufstände erlebt, Siege und Niederlagen und junge blutüberströmte Tote gesehen haben; sie werden so weiterleben, aufeinander gestützt, linkisch, verstört, auf wackligen Beinen, jedes Jahr magerer, gekrümmter, still wie zwei bleiche, in Tücher gewickelte Mumien, aber lebendig. Und zweifellos werden sie ein hohes Alter erreichen, auf den Straßen verfolgt von spottlustigen Kindern, halbtot und halblebendig in der Menschenmenge.

Gegenwärtig träumen sie noch manchmal davon, was hätte sein können, von Bällen, von Kindern, von verliebten Männern. Aber bald wird auch das aus ihrem Leben verschwinden, sie verlassen und nur, zu ihrer Freude und Qual, wiederkehren in ihrem leichten, unruhigen Schlaf, durch den die heißen Schwaden des Fiebers ziehen.

Die Uhr schlägt neun. Draußen fällt der Schnee schneller, dichter, und die wenigen Passanten stolpern in den tiefen Wagenspuren im Schnee, der mannshoch zu beiden Seiten die Gehsteige säumt.

In der Kirche beendet der Pastor die Abendversammlung. Eine Kerze

brennt auf dem gewachsenen Holzpult und läßt sein Gesicht aus dem Dunkeln auftauchen. Er ist alt und spricht mit schriller, keuchender Stimme zu einem Dutzend auf ihren Bänken halb eingeschlafener Kinder. Dann neigt sich die Flamme, und die Züge des Pastors verschwinden in jäher Finsternis.

»Und damals pflanzte Noah den Weinberg ...«

Die Versammlung ist zu Ende. Sie gehen hinaus, jeder mit seinem Licht, das er unter einem Zipfel seines Mantels verbirgt, damit der Wind die Flamme nicht auslöscht. Denn draußen sind der Schnee und der Wind noch heftiger geworden. Wenn zuweilen die Wolken aufreißen und ein Mondstrahl am Himmel aufscheint, dann beleuchtet er zwei auf einen Lattenzaun geklebte rote Plakate:

Genossen, geht hin zu den schändlichen Aristokraten und den Reichen, von denen noch viele der gerechten Rache des Volks entgangen sind, und holt euch euer Eigentum zurück. All die Paläste, die reichen Wohnungen gehören euch. Geht hin, aber wohlgeordnet, in Ruhe und Würde, nehmt, was ihr braucht. Zerstört nichts. Kunstwerke wie Statuen, Bücher und Gemälde müssen den Anführern der Milizen übergeben werden, denn es ist wichtig, sie für eure kulturellen Bedürfnisse und die eurer Nachkommen unversehrt zu bewahren. Brecht die Türen der Keller auf, aber trinkt keinen Tropfen Wein. Die Revolution vertraut euch. Vernichtet diesen verfluchten Alkohol, der eure Väter versklavt hat. Zerschlagt die Weinflaschen, ohne einen einzigen Tropfen zu trinken. Genossen, ertränkt nicht die beginnende Revolution im Wein.

Kinder lesen schweigend. Weitere finden sich ein. Stimmen-gewirr erhebt sich. Ein kurzer Trommelwirbel zerstreut sie, aber es bilden sich neue Gruppen, gehen weiter. Auf dem Platz kleben zwei ebensolche Plakate an den Mauern des Palasts. Welche Reichtümer verbergen sich wohl hinter dessen hohen Eisengittern? So hohe, so schwere Gitter ...

Aber unter dem Ansturm der Menge werden sie nachgeben. Die Arbeiter steigen aus den Trambahnen, die sie aus ihren Fabriken nach Hause bringen. Sie bleiben stehen, schauen. Die Möbel, die Statuen, vielleicht das versteckte Geld, der in den Zwischenwänden, den Ritzen des alten Parketts vergessene Schmuck – das alles lockt sie weniger als die Keller, der Wein ... Schon so lange ist der Alkohol verboten. Schon so lange haben die Männer nur noch den Schlaf, um sich über das Leben hinwegzutrusten. Aus den benachbarten Straßen tauchen weitere Männer auf, Bauern, die ihr Holz verkauft haben und gemächlich durch die Straßen der Stadt schlendern, bevor sie wieder ihren Schlitten besteigen und in ihre fernen Dörfer zurückkehren.

»Auch bei uns wurde das Schloß geplündert«, sagen sie. »Ich habe Waffen, Messer mitgenommen. Meine Frau hat in einem Zimmer zehn Meter Seidenstoff und Federbetten gefunden, und in den Kellern gab es noch Wein. Liebe Leute, das ganze Dorf war besoffen. Es heißt, hier soll es noch welchen geben ...«

Der Wein, der Wein, denken die Männer.

Sie kommen näher, pressen ihre Gesichter an das Gitter, rütteln an den Stäben. Es tut gut, seine Kraft auszuprobieren. Die Nacht ist kalt. Es erhitzt das Blut, mit dem Gewicht seines ganzen Körpers gegen dieses so schwere Gitter zu drücken. Dahinter wird der Ehrenhof spärlich vom angehäuften Schnee beleuchtet. Noch weiter dahinter befinden sich die Türen. Die werden bald nachgeben. Los, los, wie töricht, diese Paläste unversehrt zu lassen. Wie sie einst glänzten in den Winternächten! Die Lüster funkelten. Die Offiziere tanzten, tranken. Sie werden wohl ein paar Flaschen in den Kellern zurückgelassen haben? Los, Brüder, los! Ein Schlag, noch ein Schlag ... Schon ächzen die Gitter, und aus der Vorstadt, geheimnisvoll angelockt von der Hoffnung auf Wein und Aufruhr, strömen die Matrosen herbei, lachen, pfeifen und rufen einander zu. Mehr als vier Jahre war der Alkohol verboten ... Natürlich nur für die